



# Egerer Zeitung

Seit 1846  
das  
Heimatblatt  
des  
Egerlandes

Für die Heimatvertriebenen aus dem Stadt- und Landkreis Eger  
Neues und Altes aus der Stadt Königsberg und Umgebung  
– Mitteilungsblatt des Egerer Landtags e. V. –

JAHRGANG 58 DRUCKHAUS OBERPFALZ • EGERER ZEITUNG • PARADEPLATZ 11 • 92224 AMBERG  
TELEFON (09621) 12876 • FAX (09621) 33632 • MAIL: egerer.landtag@t-online.de

Nr. 12 DEZEMBER 2007



Musikantengruppe aus der Egerer Kirchengrippe: Flöte, Schalmel, Dudelsack und Knieharfe.  
Die Krippe kam 1983 in die Bundesrepublik.

*Mätz, nimm an Dudlsook,  
läu(ß)n wacka brumma,  
Da Hansl u Veitl solln a mit kumma.  
Solln pfeifn, solln singa,  
solln tänzn, solln springa,  
Solln åll lusti sein.  
Weil uns ist geborn, ganz rein auserkorn,  
Ein Kindelein klein.*



Valentin Rasp: Eger, Stöckl



Valentin Rasp: Aus der Sommerfrische

gemütlich in Richtung Lange Gasse - bis in seinen Stall. Und nicht um alle Welt konnte mein Vater das Pferd zum Umdrehen bewegen - der Stall war sein Ziel. - So musste der junge Soldat zu Fuß in Wallensteins Lager gehen.

Begleitet wurde er von seiner Frau Anna, einer Tochter des Klavier- und Orgelbauers Hans Helm in der Schmerlingstraße 19, die als junge Frau im Klaviergeschäft ihres Vaters in der Bayernstraße als Klavierlehrerin Schülerkonzerte mit großen Erfolg arrangierte.

Valentin Rasp war Egerländer mit seinem ganzen Herzen und seiner ganzen Seele. Er hat den Verlust der geliebten Heimat nie überwunden. Wir wollen ihm ein liebes Gedenken bewahren.

Text und Fotos: Hedwig Akarcay



Valentin Rasp: Frühling im Tal nach Säuerlingsbrunnen

Erich Naumann in der Egerer Zeitung vom September 2007 (Seite 178) denke ich an eine nette Geschichte, die mein Vater mir gerne von den Wallenstein-Festspielen erzählte:

Als junger Mann musste er natürlich beim Einzug Wallensteins im Kriegsvolk als Reiter mitmachen. Da er selbst

kein Pferd besaß, lieh er sich eines von einem Bierbrauer aus der Langen Gasse. - Der Reitertröß zog also die Hauptstraße entlang und langsam über den Marktplatz, sein Pferdchen trabte schön brav mit den anderen mit. Als sie am unteren Marktplatz angekommen waren, direkt hinter dem Stöckl, wandte sich der Gaul nach links und trabte schön

## Nikolaus Weihnachten Sylvester

### St. Nikolaus in Nöten

Es ist jedes Jahr vor Weihnachten das gleiche, überall in Vereinen und Verbänden Nikolausfeiern am laufenden Band, und niemand will gerne Nikolaus sein. Man denke nur an die vielen Unbequemlichkeiten, die so ein Ehrenamt mit sich bringt. Der unumgängliche Bart kitzelt im Gesicht und dabei soll noch Würde gewahrt werden. Der weite pelzverbrämte Mantel ist viel zu lang, er schleift am Boden und bei einem Tritt auf den Rand kann der heilige Mann ganz unversehens ins Stolpern kommen. Die Bischofsmitra sitzt auf den Ohren und drückt an der Stirne. Zu allem Überflus beginnt in dieser Verpackung in den zumeist gut geheizten Räumen der vereinsinternen Nikolausfeier bald der Schweiß zu rinnen. Die Veranstalter erwarten vom Nikolaus, dass er die anwesenden Kinder ermahnt, sie anhält immer brav zu sein und die vorher schon bereitgestellten Geschenke verteilt. Die ganz Kleinen können mit dem Nikolaus wenig anfangen. Sie blicken neugierig in sein bartverhangenes Gesicht oder sehen sich hilfeschend nach



der Mama um. Die Drei- und Vierjährigen kennen ihn schon, sie schauen gläubig, ein wenig ängstlich zu seiner beachtlichen Höhe auf.

Von den Eltern wird der Nikolaus oft zum Buhmann degradiert. Er soll die bösen Buben wegen ihrer begangenen Streiche schelten.

Die möchten sich aber am liebsten verkriechen, das nützt ihnen jedoch nichts, der Vater dirigiert seinen Schlingel vor den Kadi, sprich Nikolaus. Der verlangt ihm dann ein Gebet oder ein Gedicht ab, damit erwirkt der kleine Sünder Vergebung. Wenn der Lauser dann noch verspricht sich im kommenden Jahr zu bessern, greift der Heilige aus dem Himmel in den Sack und gibt ihm Süßigkeiten.

Manche Kinder müssen kurz vor dem Erscheinen des Nikolaus noch schnell das Gedicht üben. Die Großmutter bleibt während des Rezitierens vor dem gestrengen Heiligen in der Nähe des Enkels, um schnell als Souffleuse eingreifen zu können, falls das Kind nicht mehr weiter weiß. Die Gedichte der Kinder werden in unwahrscheinlicher Eile heruntergeleiert. Nur schnell, damit man es hinter sich hat und gleich ein schönes Geschenk bekommt. Nach der Hast streichelt der Alte aus dem Himmel dem Kind huldvoll über den Scheitel. Was die Eltern vorher erzählt haben, ist nun vergessen. Die drohende Rute bleibt gesenkt, und so furchterregend schaut der fremde Mann gar nicht aus. Das hat der Knirps längst festgestellt und gewinnt allmählich Vertrauen zum Nikolaus.

Die älteren Kinder lachen dem Gabenbringer schon ins Gesicht, im Bewusstsein, längst über so ein Theater erhaben zu sein. Ein frecher Junge versucht sogar am weißen Bart zu zupfen, was den Nikolaus veranlasst die Rute zu schwingen. Schnell zieht der Bub seine Hand zurück und lacht überlegen: „Ätch, du hast mich nicht erwischt.“

Die meisten Eltern wollen den Nikolaus gerne als strengen Mann sehen, der Strafe verteilt. Das ist aber nicht im Sinne des Himmelsboten. Er will, dass ihn die Kinder in guter Erinnerung behalten. Im Zeichen des Zutrauens bieten beschenkte Kinder in ihrer Freude dem Nikolaus von ihren Süßigkeiten zum Essen an. Das wird dann für diesen schwierig, wie soll er in dem Wust von Barthaaren seinen Mund finden.

Vielleicht hat der Nikolaus auch Aufträge und Grüße an das Christkind entgegenzunehmen, Bestellungen und Wünsche für das nahende Weihnachtsfest. Es soll auch schon vorgekommen sein, dass ihm Grüße an den Osterhasen bestellt wurden. Die Kinder denken

eben auch schon voraus und wollen damit den Geschenkbringer an Ostern frühzeitig günstig einstimmen.

Um glaubwürdig für die Kinderschar zu bleiben, muß sich der Nikolaus schon etwas einfallen lassen. Nur auftreten und glauben, es läuft von alleine, das geht heute nicht mehr. Es gilt Autorität und den guten Ruf zu wahren, das heißt ein Konzept haben, das von den Kindern respektiert wird. Es ist so wie mit vielen anderen Dingen im Leben, die Erfahrung bringt es. Wer mehrmals den Vorboten des Christkinds spielen will, der kommt von selber dahinter, wie er gegenüber jung und alt auftreten muß. Das ist sozusagen Berufsgeheimnis. Wer es erfahren will, der schlüpfe doch in den Bischofsmantel und binde sich den Bart um.

Neben den körperlichen Anforderungen, die das Nikolaussein mit sich bringt, wird erhabenes, sicheres Auftreten verlangt, Strenge, wo es nottut, besonders aber Güte und Kluge wenn nicht weise Worte. Manchmal wird dem Nikolaus mit der warmen Kleidung auch noch warm ums Herz, wenn er nämlich in strahlende Kinderaugen sieht, die wie Sterne zu ihm aufschauen, und er dabei bedenkt, wie weit die eigene Kinderzeit schon zurückliegt.

*Aus: Ernst Braun, Vom Himmel hoch. Weihnachtsgeschichten und -gedichte, Helmut Preussler Verlag Nürnberg,*

## Egerländer Weihnachtszeit

Ich bin wohl fränkischen Stammes, wenn auch von der böhmischen Seite. Der Vater, der aus einem kinderreichen Bauernhaus im Egerland stammte, war ein herrschaftlicher Waldheger. Die Mutter war eine Schusterstochter aus Scheerau. Sie übte tausend Bräuche; sie war eine wandelnde und angewandte Volkskunde des Egerlandes.

Schon als kleiner Bub habe ich an der Mutter Brust beten gelernt. Und weil in den Gebeten, die ihr so wichtig waren, so oft das liebe „Du“ vorkam, das ich ja auch zur Mutter sagte, sann ich weiter über den Sinn der Gebete nach. Und endlich fand ich's: Beten heißt mit Gott reden.

Bevor noch der erste Schnee gefallen war, ließ es der Vater schon weihnachten. Die Wälder weitem halben ihm dabei. Er brachte schwarzgrüne und grün-silberne Moose heim, auf denen die Schafe, Ziegen und Kamele unserer Krippe weiden sollten. Dann wieder Stücke grauer Espenrinde, mit denen wir Felsen und Steinanger nachahmen konnten, wie sie um Bethlehem anzufinden sind. Aber auch viele andere Teile, aus denen die Stadt Bethlehem zu stehen kam, die im Herrgottswinkel über dem Stall mit der Darstellung der Geburt Jesu anstieg.

Die Figuren waren geschnitzt oder geleimt und in diesen Zeiten roch ich

Leim fürs Leben gern und schon zwei bis drei Wochen vor Weihnachten wurde dies und das für den Krippenbau vorbereitet.

Indes fiel Schnee und die Bäume standen in Märchenpelzen. Da wollte der Vater da und dort im Wald den Niklasen begegnet sein, die nach schönen Christbäumen Ausschau hielten. Als der Vater kurz vor Weihnachten die kleine Baumsäge an die Waldtasche hängte, schickte mich die Mutter mit. Da gingen wir das schönste Tannl aussuchen.

Als ich im Laden einmal ein Stück Zuckerzeug „für das Christbäuml“ kriegte, sagte ich: „Dank schön, aber das Christkindl bringt uns schon auch genug.“ Aber am Feixen des Kaufmanns und dem Lachen zweier Kameraden verstand ich, was gemeint war. Im übrigen aber dachte ich: Gesindel, dummes, ihr seid auch danach; zu euch wird freilich kein Christkindl kommen wollen. Aber beim Aussuchen des schönsten Tannls für die anderen fühlte ich noch die andere Freude: wenigstens zu ahnen, wie viel seliger es ist, Christkindl zu sein, als an das Christkindl zu glauben.

Und dann kam der Heilige Abend mit den längsten und schönsten Stunden des Jahres. Während die Mutter und die Schwestern das Essen zum Heiligen Abend vorrichteten und in feiertäglicher Weise den Tisch deckten, trat der Vater immer wieder in den Abend hinaus und schaute ringsum über die weißen Wipfel, ob der erste Stern erschienen sei. Und als er ihn sah, zündete er das Öllämpchen an, nahe dem Engel über der Verkündigung der Hirten vor der Krippe, die auf einmal dastand im Zauber der heiligen Nacht und wunderbar.

Als wir um den Tisch saßen und nach der Semmelwürfelsuppe, dem Stockfisch, dem Apfelstrudel und den gekochten Zwetschken die Reihe an die Äpfel und Nüsse kam, ging der Vater in die Kammer, machte dort das Fenster auf und ließ sich vom Niklas die Nüsse hereinlangeln.

Das Christkindl, das ja in der Nacht erst geboren wurde, kam am Morgen des Weihnachtstages, noch in der tiefen Dämmerung. O Nacht voll süßer Erwartung! Wie schlug das Herz, wenn in der dunklen Frühe die silberhellen Glocken am Schlitten des Christkindls erschollen. Sie klingelten von der Mühle her, hielten vor der Haustüre an, hier wurde zaubergeschwind abgeladen, und dann fuhr der Schlitten weiter, man hörte es an den Glocken, wie er wieder im Wald verschwand.

Und da stürzten wir zu dem herrlichen Baum und zu den Geschenken.

Unsere Eltern waren wohl immer darin einig, dass es richtige Geschenke sein müssten, sogenannte unnütze Dinge. Die Schwestern bekamen ja manchmal Kleidungsachen; aber dann waren es solche, die ihrer Eitelkeit Freude machten. Uns Buben aber wurde richtiges Spielzeug beschert, mochte es auch nicht viel sein, wir brauchten ja auch



Einige Figuren der Alt-Egerer Krippe aus der Dominikanerkirche wurden um 1913 von Friedrich Ernst, Weißgerber in Eger, käuflich erworben und 1945 gerettet.

nicht viel, um in den Himmel versetzt zu werden, und ich fühlte mich reich, wie sich vielleicht nur arme Leute reich fühlen können.

Zu Lichtmeß wurde die Krippe wieder abgenommen und der Christbaum abgeleert. Wir Geschwister zählten bis dahin die Stücke an ihm und wachten darüber, dass nichts wegkam. (Gesah aber doch bisweilen.)

Nach dem feierlichen Hochamt am Weihnachtstag gab es das weihnachtliche Festessen, das sich kaum von dem am großen Kirchweihfest unterschied. Bei dessen Aufrüstung und Zubereitung offenbarte unsere Mutter Jahr für Jahr, dass sie das Kochen einst mit viel Ernst als Kuchlmaid im „Kaiser von Österreich“ zu Karlsbad gelernt hatte.

Zuerst gab es eine Suppe mit Leberknödeln, deren Rücken von goldenen Inselchen des Gansfettes umrahmt waren. Zerteilte man sie mit dem Löffel auch in noch so kleine Teile, so schmeckte es doch immer herrlich. Auf dieses Vorspiel folgte als ein ungemein melodischer Übergang „das Junge“, welches man in anderen Gegenden Gänseklein nennt. Wir Kinder bekamen das Beste davon, etwa ein Stück Magen, dieses unerhört fleischigen und schmackhaften bläulichen Gänsemagens oder das Herz, ein winziges Herz für den Geschmack, den es hatte. Nach dem „Jungen“ in seiner milden Tunke mit flaumigen Hefepürzeln kam nun nicht etwa der Gansbraten, sondern etwas anderes, womit verhindert werden sollte, dass jemand an den Gansbraten mit Hunger heranging. Weil Gansbraten ebenso wenig für den groben Hunger da ist wie edler Wein für den Durst. Dieses andere waren herzhaft bemessene Scheiben Rindfleisch in Krentunke, die gleichfalls auf jene leichten Hefepürzel geladen wurde. Diese Krentunke war das Magisterium unserer Mutter, das Geheimnis, um das sie jeder Goldmacher hätte beneiden können. Der nächste Gang jedoch war der Braten einer zu monumentalem Ausmaß gemästeten

Gans, die in der Fülle ihres eigenen Fetts gebraten war. Auch die Verteilung dieser Stücke geschah mit unserer Mutter liebevollem Bedacht. Wir Kinder bekamen die köstlichsten, welche nicht die Schenkel, sondern die Bruststücke sind. Zu diesem Gansbraten mit Dorschenkraut gab es jene Knödel aus geriebenen Rohkartoffeln, die uns als „Strapazknödeln“ mit unvergleichlichem Glanze in die Erinnerung aller Strapazen des Lebens eingegangen sind.

*Franz Josef Schmid, Darmstadt  
Nacherzählt aus „Till Scherauer“  
von Wilhelm Pleyer*

## Die Kartoffel

Träume sind Schäume, so heißt es, doch wie soll man es nennen, wenn so ein Traum eine Begebenheit ins Gedächtnis zurückholt, die sich Weihnachten 1945 abspielte und die sich im Unterbewusstsein festgekrallt hatte. Jahrzehntelang.

Wir hatten damals, nach vielen Irrfahrten im zerbombten Restdeutschland, in der seinerzeit so benannten ‚Amizone‘, endlich ein kleines Zimmerchen in einer mittelfränkischen Stadt bekommen. Sehr primitiv nach heutigen Anschauungen war dieser winzige Raum, aber damals war man schon glücklich, ein wasserdichtes Dach über dem Kopf zu haben, ein altes knarrendes Bett zum Schlafen und vor allem ein Öferl, wenn auch kein Brennmaterial dazu. Das konnte man sich besorgen, weit draussen im Walde. Auf den Fahrrädern wurde es in Säcken heimtransportiert, und das natürlich alles in der Düsternis des verdämmenden Tages, Eingeweichte wissen weshalb.

Doch das ist es nicht, was ich erzählen wollte. Auf was mich der Traum von der Kartoffel hinführte, war etwas anderes, nicht Not und Mangel, die, obwohl hart empfunden, doch immer wieder zu überwinden waren. Da war etwas weit

Schlimmeres passiert: das Urvertrauen in die Aufrichtigkeit der Menschen ging verloren.

Wir „Flüchtlinge“ wurden, als Weihnachtsgeschenk, zum Abendessen eingeladen. Es gab Kartoffeln, was sonst noch dazu, das ist mir entfallen und auch der Traum brachte es nicht zurück, als zu unwesentlich wahrscheinlich, wichtig war nur die einzelne große, gelbe Kartoffel, die zeigte er in aller Deutlichkeit und dieser Hinweis genügte, mich mit klopfendem Herzen erschreckt erwachen zu lassen.

Da war es wieder, dieses demütigende Gefühl, das sich über Jahrzehnte verborgen gehalten hatte und nun als Weihnachtsgeschichte ans Licht drängen wollte. Ich wusste auch gleich nach dem Aufwachen, was der Traum zu bedeuten hatte, warum er diese Barriere des Vergessenwollens heimtückisch durchbrochen hatte.

„Hier“, so kam es mir vor, wollte er hämisch sagen, „hast du deine Weihnachtsgeschichte. Ist sie nicht schön? Schreib sie auf und stell dich nicht dumm.“

Ich wusste, sollte ich wieder einschlafen, ohne dem Träume und seiner strengen Forderung Rechnung getragen zu haben, so würde er wiederkommen, das hatte ich schon erlebt. Im Unterbewusstsein hat diese gelbe Kartoffelgeschichte weitergewirkt, das war mir jetzt klar, und ich konnte sie nur loswerden, wenn ich dem Traumgesicht folgsam war. Die innere Spannung, die in all den Jahren nicht aufgearbeitet wurde, sollte sich lösen. War das Traumgesicht nicht hämisch sondern helfend zu mir gekommen?

Und so hatte es sich seinerzeit, kurz nach dem Krieg, zugetragen. Wir waren also anstelle eines anderen Christkindls zum Abendessen bei den Hausbesitzern eingeladen. Konversation, essen, langsam kauen, damit man meint, es sei mehr und wurde auch mehr dadurch. Als dann einer nach dem anderen aufhörte zuzulangen, lag zum Schluß noch eine Kartoffel auf dem Tisch. Groß und gelb. Wenn ich heute daran denke, war es ein ungesundes, widerwärtiges Gelb, aber dem war sicher nicht so, das gault nur die unangenehme Erinnerung so vor. Keiner wagte, obwohl bei dem kärglichen Mahl sicher niemand sattgeworden war, nach dieser letzten Kartoffel zu greifen. Da sagte eine der Gastgeberinnen zu meinem Mann:

„Bitte, nehmen Sie doch die Kartoffel, Sie haben bestimmt noch ein wenig Appetit.“

Erst weigerte er sich anstandshalber, doch immer wieder drängte man sie ihm auf und da nahm er sie. Soweit wäre alles gut gewesen. Wenn ich nur nicht am anderen Tag einem Gespräch hätte folgen müssen! Die Gastgeberin unterhielt sich mit einer Nachbarin, sie erzählte von der Einladung „der Flüchtlinge“, also von uns. Abschließend hörte ich sie äußern:

„.... und denken Sie nur, da hat der doch tatsächlich die letzte Kartoffel genommen!“

Empörung in Stimme und Gestik, auch auf dem Gesicht der Nachbarin spiegelten sich die gleichen Empfindungen wider.

„....da hat der doch tatsächlich die letzte Kartoffel genommen ...“

Das traf mich wie ein Peitschenhieb. Hatten sie ihm denn diese unselige Kartoffel nicht aufgedrängt? Es war das erste Mal, dass ich der Falschheit so ratlos gegenüberstand. Wehrlos und getroffen bis ins Mark. Jung waren wir noch, kindlich in unserer Ehrlichkeit, in unserer Wahrheitsliebe; durch die Heimatlosigkeit unsicher und anlehungsbedürftig. Ausgeliefert, denn ich konnte nicht mehr zum Großvater laufen wie daheim und konnte ihm von der Schlechtigkeit der Welt vorjammern, damit er ein tröstendes Wort finde.

## Silvester vor 60 Jahren

Weihnachten war vorüber. Es hinterließ keine Erinnerung außer der einen, dass es kalt war im Stübchen, in welchem ein Bett stand, ein Tisch, ein Stuhl, ein Stockerl und ein kleiner Schrank. Dann noch ein Kanonenöferl, welches Holz schluckte und schluckte, im Wald zusammengeklaut und noch etwas feucht, daher nicht viel Wärme abgebend.

Wir waren seit zwei Wochen in der Fremde, Eltern, Großeltern, alle anderen Angehörigen lebten noch im Egerland, ihre Heimatvertreibung kam erst Monate später.

Silvester stand vor der Tür. Es hieß, da gäbe es für die Bevölkerung eine markenlose Fleischzuteilung an einer für uns bis dorthin unbekanntem Verteilerstelle, an der es angeblich öfter einmal nicht vollwertiges, aber geprüftes Fleisch von notgeschlachteten Tieren geben sollte.

Wir waren selig, marschierten gleich los, von einem Stadtende zum anderen, stellten uns in einer langen Reihe schon Wartender an. Wir waren zuversichtlich, uns heute noch sattessen zu können.

Schnee lag keiner, doch ein kalter Wind zwang die Anstehenden zu armklopfenden, fußstampfenden und anderen Verrenkungen, um in der langen sich vorwärtsschiebenden Menschenschlange zusätzliche Bewegung zu haben.

In etwa zwei Stunden waren wir an der Reihe und liefen anschließend glücklich den weiten Weg zu unserer Kammer an den Stadtrand zurück. Das wird heut abend ein Festessen, so dachten wir und sprachen es auch aus. Vielleicht reicht der unverhoffte Fleischsegen sogar noch für den Neujahrstag?

Zwei junge Menschen, erst kurz verheiratet, können sich sattessen an Fleisch und Kartoffeln in einer für diesen Abend warmen Stube! Glück muss der Mensch haben!

Eine erfahrene Hausfrau hatte uns beim Anstellen den Rat gegeben, wir sollten das Fleisch gleich in einen Esigsud legen. Das taten wir, dann Margarine in die Pfanne, welche uns die Hausleute borgten, das Fleisch gaben wir hinein und lauerten auf eine schöne braune Kruste, wie sie einst daheim bei der Mutter zu sehen war, und auf den dazugehörenden Sonntagsbratenduft.

Doch kurz und gar nicht gut, es stieg ein pestilenzartiger Geruch auf, wir husteten, packten die Pfanne mit dem Fleisch und warfen diesen stinkenden Inhalt im Bogen zum schnell aufgerissenen Fenster hinaus, hinein in die Sträucher hinterm Haus.

Über die Maßen traurig und hungrig, denn wir hatten ganz wenige Kartoffeln, gingen wir gleich ins Bett, zu viel früherer Zeit als in der Vorfreude gewünscht und vorgesehen.

Dem Jungsein war Dank zu sagen, es ließ uns schnell hinübersegeln in den Schlaf, an diesem Silvesterabend 1945.

Ein neuer Tag, vielleicht sogar ein sonniger, brach an. Das Leben ging weiter.

*Herta Huber*

## Erinnerungen

### Es war einmal...

Diese drei Worte treffen auch auf das einstmals in Eger übliche „Zwölfaleitn“ um die Mittagsstunde zu. Die in den Stuben versammelten Familien beteten beim Ertönen der Glocke „Den Engel des Herrn.“ Erst dann setzte man sich zu Tisch.

Auf den Dörfern wurde, sofern ein Kirchlein vorhanden war, ebenfalls das „Zwölfaleitn“ eingehalten, aber eine Stunde früher, also um 11 Uhr. Für die Bäuerinnen draussen auf dem Feld bedeutete das Vernehmen der Glocke, daß es an der Zeit ist, heimzueilen, um das Mittagessen zu bereiten. Den auf den Feldern Verbliebenen wurde das Essen gebracht. Die Magd war dann für den Heimtransport des Geschirrs und den Abwasch zuständig.

Das „Sterbeglöckchen“, äs „Tou(t)nglöckl“, setzte gewöhnlich der Mesner morgens um 9 Uhr in Bewegung, der Pfarrer war ja zumeist der erste, der vom Ableben eines Ortsbewohners erfuhr. Wer der Verstorbene ist, sprach sich dann rasch im Ort herum.

Das „Abendglöcklein“ erklang bei uns daheim im Winter bei einbrechender Dunkelheit um 5 Uhr, im Sommer um 7 Uhr. Diese „Zu-Abend-läuter“, das auf dem Lande mit einer hellklingenden Glocke abgeläutet wurde, verg-

lichen die zu Spötteleien neigenden Egerländer mit der schrillen Stimme der Bäuerin, die um diese Zeit wichtigtuend in der Gegend umherschrie:

„Tout's d'Gäns ei(n)! Tout's d'Gäns

Dieselben Egerländer deuteten das jeweilige Geläute bei einer Beerdigung - einer Leich - unterschiedlich. Bei einem reichen Verstorbenen murmelten sie: „Fünfa Bänknoten, Fünfa Bänknoten“, wobei die Bedeutung af „Fünfa“ lag.

Bei einem Armen lispelten sie: „Sechserl! Sechserl!“

Anwendung fanden auch die Verschen: „Ging, gang, reicher Mann, gingl, gengl, ärma Schenk!“

In ganz ganz früher Zeit läutete zweimal täglich - um 7 und 8 Uhr am Abend die „Irrglocke“, um den Verirrten in den ausgedehnten Wäldern den richtigen Weg zu weisen. Der Klang der Glocke, auch wenn er richtungsfälschend vom Wind abgetrieben wurde, erwies sich in der Regel als Retter in der Not.

„Die Stürmerin“, die größte und weit hin dröhnende Glocke der Erzdekanalkirche, wurde ein Opfer des I. Weltkrieges 1917. Am 2. Feber vernahmen die Egerer Bürger zum letzten Mal ihren wuchtigen Klang. Ein paar Tage später wurde die 2000 kg schwere Glocke vom Glockenturm geholt ... auf Befehl „von Oben“.

Wie es heute um die Glocken in der Erzdekanalkirche steht, weiß ich nicht. In Erinnerung habe ich allerdings, daß wir in der Bürgerschule Schillers „Lied von der Glocke“ - 30 Strophen - auswendig lernen mußten.

„Festgemauert in der Erden steht die Form, aus Lehm gebrannt; heute muß die Glocke werden, frisch, Gesellen, seid zur Hand!“

Und denkt daran: „Nichts an die große Glocke hängen“ ... wenn von Tatsächlichem und Gehörtem eine Verbreitung unerwünscht ist!

*Traul Irgang*

## Der Heilige Antonius hilft

Wenn ma an sui an neblichen Toch dau sitzt, denkt ma viel an dahoim. Dahoim is für mi immer Egger u döi Zeit, döi ich dort verbracht hob. Eigentlich sollte ich ma Z'ruckdenken eghalanda-risch dazüln, aber ich koa(n)s niat richtig schreib'n. Es is zwar a Schand aber ich koa(n)s halt neat. Drum is des immer a wenig a Misch-Masch. Es wird Enk scho recht sä.

Mir, des is Biedermann Elfriede, 93 Jahre alt, Vogel Fini, 85 Jahre, Flügel Marianne, 84 Jahre und ich, d' Reinl Erna, (83 Jahre alt, treffen uns öfter. Jedenfalls am monatlichen „Diensta“ bei